

Jahrgang 1927: Erinnerungen aus der Jugendzeit in Sasbach

Erwin Fischer

Der Kriegsausbruch verändert das tägliche Leben

Seit dem 1. September 1939 ist Krieg. Der Angriff der deutschen Wehrmacht auf Polen ist in vollem Gange. England und Frankreich erklären daraufhin Deutschland am 3. September 1939 den Krieg.

Zu den Familien mit wehrfähigen Männern flatterten Einberufungsbeehle. Die Grundnahrungsmittel wurden rationiert, Brot, Fleisch, Butter, Zucker gab es nur auf Lebensmittelkarten zu kaufen. Dem „Normalverbraucher“ stand die geringste Kalorienmenge zu. Schuhe und Kleidung waren nur auf Bezugscheine erhältlich. Die Einheitsseife und Tabak gab es auf Zuteilung zu kaufen.

Durch diese einschneidenden Maßnahmen wurde ein einfaches Butterbrot nun bewusst und mit großem Genuß verzehrt. Auf Plakaten war groß zu lesen: „Kampf dem Verderb.“ Um Gemüse und Kartoffeln zu haben wurde auch das kleinste Stück Boden ausgenützt. Obwohl die Essensrationen eingeschränkt waren, hungerte in der Anfangszeit des Krieges noch niemand.

Auf dem Schulhof übten wir Buben unter Anleitung von Lehrer Berberich den Umgang mit einer Handspritze, die in einen Eimer mit Wasser gestellt wurde, um im Brandfalle ein kleines Feuer selbst löschen zu können.

Solch eine Übung war eine willkommene Abwechslung. Jeder war mit Eifer dabei, an den Ernstfall dachten wir ja noch nicht. Zu Hause musste der Speicher von unnötigen, brennbaren Gegenständen entrümpelt werden. Die Verdunkelung aller Fenster wurde angeordnet, um nachts den feindlichen Fliegern kein Ziel zu bieten. Bei einem Probealarm in der Schule mussten alle Schüler zügig, jedoch ruhig, den Schulkeller aufsuchen. Der Schulunterricht ging in gewohnter Weise weiter.

Die Sprengung der halben Rheinbrücke bei Wintersdorf am 12. Oktober 1939 durch die Franzosen, morgens in aller Frühe, war als dumpfer Schlag in Sasbach hörbar.

Zu Hause wurden Gasmasken zur Probe aufgesetzt, sie rochen unangenehm nach Kunststoff.

Für die Gesundheit der Schulkinder wurde in der Winterhalbzeit in Abständen Lebertran verabreicht. Diesen Lebertran, der für Knochen und

Haut gesund sein soll, musste ich immer schnell hinunterschlucken. Einmal konnte ich es nicht verhindern, er kam wieder hoch, vermutlich war der Löffel zu groß oder zu voll. Neben den Schulaufgaben zu Hause, die in einer Stunde zu bewältigen waren, mussten im Sommer Heilkräuter in die Schule mitgebracht werden, die auf umliegenden Felldrändern gesammelt wurden.

In der Volksschule im dritten Stock wurden diese Heilkräuter auf Papierbahnen zum Trocknen ausgelegt. Es roch gut in diesem Raum, wenn Taubnesselblüten Gänseblümchen, Zinnkraut, Brombeerblätter oder Kamille ihren Duft verbreiteten. Weiter wurden die älteren Schulkinder in der Sommerzeit einmal in der Woche statt der letzten zwei Unterrichtsstunden zum Kartoffelkäfer-Absuchen, zusammen mit einer erwachsenen Person auf die Felder geschickt.

An heißen Tagen bekamen wir zum Abschluss solch einer Aktion gelegentlich eine kleine Limonade im Gasthaus „Linde“ oder „Krone“ spendiert. Wegen Platzmangel in der Schule fand der Unterricht auch im Rathaus im ersten Stock und in der Turnhalle bei der „Sauweid“ statt. Trotz dieser zusätzlichen Nebentätigkeiten und Umstände haben alle Schulkinder Rechnen, Schreiben und lesen gelernt. Ein Lob gilt heute noch den Lehrern, die uns in dieser angespannten Kriegszeit soviel für das Leben vermitteln konnten.

Der Unterschied zwischen Mann und Frau wurde im Religionsunterricht einmal kurz gestreift. Zwischen Ackerbau und Viehzucht aufgewachsen, wussten wir schon, dass der Storch die Kinder nur im Märchenbuch brachte. Besonderheiten gab es auch, die Mädchen durften im Religionsunterricht bei ihrer Kleidung keine kurzen Ärmel tragen, schon gar nicht eine ärmellose Bluse. Für uns Buben war diese Anordnung völlig unverständlich. Im Kühnerbad konnte man sich erfrischen und schwimmen. Buben und Mädchen hatten getrennte Badezeiten. Auf die Einhaltung dieser Badeordnung wurde sehr geachtet.

Während meiner Schulzeit lief man fast von Ostern bis Allerheiligen barfuß. Es bildete sich dabei an der Fußsohle eine dicke, robuste Hautschicht. Bei den Erntearbeiten konnte deshalb ohne Schwierigkeit barfuß über Stoppelfelder gelaufen werden. Die Sommerferien waren in die Erntezeit gelegt worden, damit die Kinder dabei viel mithelfen konnten.

Taschengeld war bei uns zu Hause unbekannt. Die bescheidene Kasse konnte aufgebessert werden durch fleißige Mithilfe bei der Zwetschgenernte, beim Reinigen der Fässer, bei dem ich durch die kleine Öffnung vom Fasstürchen schlüpfen musste. Beim „Grotte und Schlange jagen“, wo alle Buben von Haus zu Haus gingen, kamen dann doch ein paar Mark zusammen. Bei diesem Glockengeschell konnten wir nebenbei „spendable“ Leute kennen lernen. In Sasbach wird dieser alte Brauch bis zum heutigen Tag wachgehalten. Der Spruch eines jeden Buben lautet: „Grotte un Schlange

zum Tor nus, s'isch Peterstag.“ Dieser Tag ist der 22. Februar. Wichtig bei dieser Schellentour war, kein Loch in der Hosentasche zu haben.

Für eine gefangene Maus, die auf dem Feld in einem gebohrten Loch von 10 cm Durchmesser und 20 cm Tiefe gefangen wurde, bezahlte der Feldhüter Adolf Früh uns einen Pfennig. Zum Schutz der für den Obstbau nützlichen Vögel wurden von uns Buben die Elstern verfolgt, die als deren Nesträuber galten. Die mitunter riskanten Kletterpartien brachten je Ei oder je Elster fünf Pfennig ein. Heute ist die Jagd auf Elstern verboten. Das waren unsere Einnahmequellen.

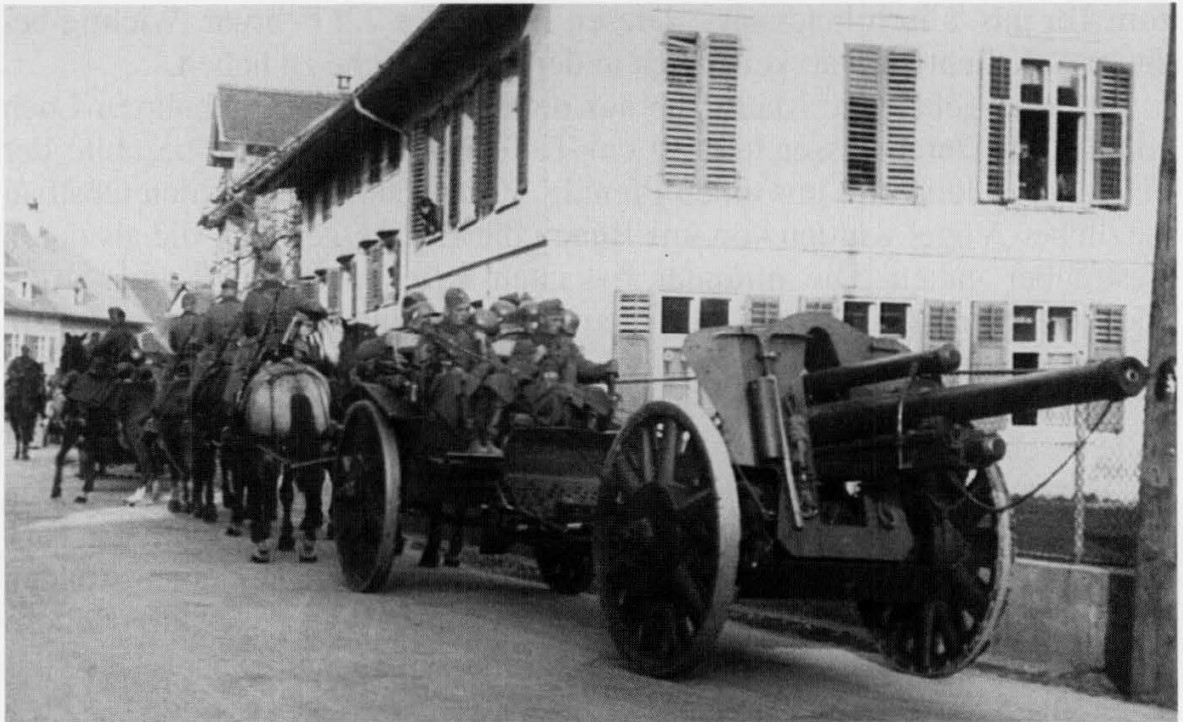
Durch den Krieg wurde es notwendig, wichtige Unterlagen oder wertvolle Bücher in Sicherheit zu bringen. Im Pfarrhaus halfen wir Buben daher Herrn Pfarrer Anton Himmelsbach, Akten und schwere Bücher in den Keller zu tragen. Die gewölbte Kellerdecke machte einen stabilen Eindruck. Als Dank für unsere große „Hilfe“ durften wir aus einem runden Korb schöne, kleine, gutreife Birnen mitnehmen. Jeder von uns Helfern packte seine Hosentaschen übervoll mit dieser köstlichen Frucht. Das kleine Drama nahm nun seinen Lauf.

Auf dem Heimweg über den Kirchplatz schlugen diese herrlich süße Birnchen bis auf den Oberschenkel durch. Schnell verschlangen wir die Birnen, um Schlimmeres zu verhüten. Den Rest, den wir nicht mehr schafften, feuerten wir Buben mit großer Zielgenauigkeit auf ein Plakat mit dem „Kohlenklau“. Unsere Zielscheibe der „Kohlenklau“ war eine schwarze Gestalt mit einem Sack auf dem Rücken. Dieses Plakat sollte zum sparsamen Umgang von Strom und Heizmaterial mahnen.

Die erste Einquartierung der Wehrmacht in Sasbach, im Herbst 1939

Eine Kompanie mit pferdebespannten Geschützen und Bagagewagen traf in Sasbach ein, alles war auf den Beinen, um die Soldaten zu sehen. Besonders neugierig besahen wir Buben die in der Friedhofstraße stehenden Geschütze. Den Soldaten wurden ihre Quartiere zugeteilt. Am Rebbuckel zwischen Zwetschgenbaumreihen wurden Fahrzeuge und Geschütze getarnt abgestellt. Im Bereich der Bunkeranlagen bei Scherzheim kamen diese Geschütze in Feuerstellung. Für Transporte in diese Stellung am Westwall fuhren mit Einbruch der Dunkelheit diese schwerbeladenen Fahrzeuge in Sasbach los und waren dann vor Tagesanbruch wieder zurück.

Das Munitionslager mit Granaten hatten die „klugen“ schwäbischen Soldaten in dem leerstehenden Gebäude von Turenne-Wächter Raphat untergebracht. Sicher in der Annahme, die Franzosen würden ihr eigenes Gelände um das Turenne-Denkmal nicht unter Feuer nehmen. Herrn Raphat, einem französischen Invaliden, war die Aufsicht und die Pflege der Turenne-Anlagen anvertraut. In einem bescheidenen Museumsraum waren Kanonenkugeln aus der Schlacht von Sasbach vom 27. Juli 1675 zu sehen.



Geschütz mit „Protze“ gezogen von 6 Pferden, einer in Sasbach einquartierten Batterie (Artilleriekompagnie), Herbst 1939. Abb.: Bayer

Bei diesem Kampf zwischen dem kaiserlichen und dem französischen Heer verlor Marschall Turenne durch eine Kanonenkugel das Leben. Gleich zu Beginn des Krieges wurde die Familie Raphat nach Frankreich zurückgerufen. Das Turenne-Denkmal mit den Anlagen und dem Wohnhaus gehörten dem französischen Staat.

Zu dieser Zeit stand das Turenne-Denkmal noch. Am Ortsrand gelegen war dieser Standort mit der brisanten Munition für den Ortskern von Sasbach ungefährlicher. Das Haus beherbergt heute ein Museum deutsch-französischer Geschichte und ist ein Ort der Begegnung und Versöhnung zwischen den einstigen „Erbfeinden“.

Im Pfarrhof, zwischen Pfarrhaus und der „Zehntscheuer“, war die Feldküche aufgestellt. Im großen Gebäude der Zehntscheuer befand sich das Krankenrevier, ebenso verschiedene Lager für Waffen und Geräte. Eine hohe, dicke Mauer mit einem eisernen Eingangstor begrenzte den Pfarrhof zur Erlenbadstraße, der heutigen Obersasbacherstraße.

Die relative Ruhe während des Winters 1939/40 machte es möglich, dass Pferdegespanne mit Fahrer vom Militär für Feldarbeiten ausgeliehen werden konnten. Dies war eine gute Gelegenheit, um im Reitsattel ein Pferd leiten zu können. Es war jedoch nur außerhalb vom Ort möglich, wo keine Vorgesetzten zu erwarten waren.

Bei Alex Straub am Lindenplatz operierte ein Militär-Tierarzt einen Ochsen. In gebührendem Abstand beobachte ich mit anderen Zuschauern, wie das betäubte, stehende und zusätzlich aufgehängte Tier an der Bauchseite geöffnet wurde. Der Tierarzt streifte dann mit einer Handvoll gekochter Kartoffeln die Magenwände ab. Bis an die Schulter griff er mit dem Arm in das Tier hinein. Stolz präsentierte dann der Operateur die von den Kartoffeln aufgenommenen Fremdkörper: Nägel und Drahtteile. Das Tier erholte sich bald wieder. Diese Operation war für mich und die Umstehenden damals eine Sensation.

Pferdeappell am Lindenplatz in Sasbach

So ein Pferdeappell war spannend und erregte die ganze Aufmerksamkeit von uns Buben. Einem Tierarzt im Offiziersrang, genannt Veterinär, wurde jedes Pferd vorgeführt. Gründlich untersuchte er dabei das Gebiss, die Hufe, das Fell, ob auch sauber geputzt wurde, und den allgemeinen Zustand des Pferdes. Während dieser Untersuchung stand ein Eimer mit Wasser neben dem Offizier. Hatte ein Pferd noch Durst und trank aus diesem Eimer, so wurde dem Pferdehalter unterstellt, er habe sein Pferd nicht ausreichend getränkt. Als Strafe für diese Nachlässigkeit durfte er dann zusätzlich Wache stehen.

Aus Rechnungsbelegen vom Gemeindearchiv wurden für die Militäreinheit Nr. 05838 E vom 12.02.–31.03.1940 für Quartiergeld der Betrag von 5132.90 RM ausbezahlt. Für einen einzelnen Soldaten z.B. bei Wilhelm Fischer Nr. 9 Quartiergeld vom 12.02. bis 01.04.1940 = 48 Tage ergibt den Betrag: 28.80 RM. Von weiteren Militäreinheiten sind in Rechnungen aufgeführt: Militäreinheit Nr. 29987 E; Nr. 05838 E; IR. 336; 19 Infanterie Regiment 75; Reichsarbeitsdienst Nr. 28673; Bau-Batl. 50.

Die Lendersche Lehranstalt in Sasbach war vom Juli bis Oktober 1939 geschlossen. Im September und Oktober wurde die Lenderschule zur Auffangstelle für Evakuierte der vorderen Rheindörfer und Volksdeutsche „Rückwanderer“ aus dem Osten. Anschließend war ein Baubataillon darin untergebracht. Die Baukompanie und die in Sasbach einquartierte „Batterie“, eine Artillerie-Kompanie, badeten im Albertus-Bau der Heimschule Lender.

Wie aus einer Vereinbarung zwischen Bürgermeister Früh und der Lenderschen Lehranstalt hervorgeht, wurden die Kosten für den dadurch bedingten hohen Wasserverbrauch von der Gemeinde erlassen.

Mit der Wiederaufnahme des Schulbetriebes im Winterhalbjahr 1939/40 wurde die Spannung zwischen Staat und der Schule auch nach außen sichtbar. Nur Wilhelm Benz durfte weiterhin in Mathematik Unterricht erteilen, alle übrigen geistlichen Lehrer mussten die Heimschule Lender verlassen.

Nach dem Polenfeldzug kamen zehn polnische Kriegsgefangene nach Sasbach, sie arbeiteten bei Landwirten und wurden auch dort gepflegt. In

der Anfangszeit waren die Gefangenen über Nacht im Spritzenhaus untergebracht. Stierfütterer Meinrad Vollmer versah die Anwesenheitskontrolle und schloss das Gebäude abends ab und am Morgen wieder auf. Drei Polen gefiel es in Sasbach so gut, sie blieben nach dem Krieg für immer hier.

Der bisher ruhige Kriegsverlauf wurde ab Frühjahr 1940 ernster. Die Spannung bei den Erwachsenen war für uns Jugendliche spürbar. Trotz dieser Lage besuchten wir mit dem Fahrrad zu dritt den Vater von einem Nachbarsfreund in seiner Stellung bei Schiftung im Hanauerland. In einem Bunker, in dem man sich in den Gängen bücken musste, stellte uns ein Offizier mit den Worten: „Was haben denn hier Zivilisten zu suchen“? Er gab sich dann zufrieden, als er von Karl Rudolphie hörte: Sein Sohn und zwei Nachbarsbuben hätten ihn hier besucht.

Die politische Einstellung meines Vaters

Nach dem „Blitzkrieg“ gegen Polen und nach den U-Bootserfolgsmeldungen gegen England, die von den wenigen „Volksempfänger“-Radios in Sondermeldungen mit viel Marschmusik bekannt gegeben wurden, war es nicht verwunderlich, wenn bei vielen Einwohnern eine „Siegesstimmung“ aufkam.

Ältere Personen wie mein Vater, Jahrgang 1878, der den Ersten Weltkrieg in Frankreich, in Polen und zuletzt am Hartmannsweilerkopf im Elsass als Geschützführer erlebt hatte, waren sich des „Endsieges“ gegen die halbe Welt aber nicht so sicher. Doch Zweifel am „Endsieg“ durfte niemand laut aussprechen. Der Aufruf auf Plakaten: „Vorsicht, Feind hört mit“ hatte hier eine doppelte Bedeutung. Viele politische Witze machten die Runde. So auch der von den zwei Anglern am Rhein: Der Elsässer zog einen Fisch nach dem andern heraus, der Badener dagegen nicht einen. Mit Erstaunen ruft er über den Rhein: „Bei dir beißen sie gut!“ Der Elsässer sah die Misere des Badenens und rief zurück: „Bei Euch dürfen sie halt das Maul nicht aufmachen.“

Vor 1933 war mein Vater der „Zentrumspartei“ nahestehend, er war kein politisch aktiver Mensch. Dass es unter der neuen Regierung wieder mehr Arbeit gab, wurde von allen als notwendig und gut befunden. Durch Ereignisse wie die gewalttätige Verschleppung und Misshandlung von Bürgermeister Eduard Kühner durch braune Fanatiker, die ihn 1933 morgens in aller Frühe aus dem Bett holten, blieb mein Vater distanziert zu den neuen braunen Machthabern.

Als in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 wegen des Attentats auf den deutschen Legationsrat in Paris überall im Lande die Synagogen brannten, war sein besorgter Ausspruch: Wir ziehen den Hass der ganzen Welt auf uns! Unverständlich war für meinen Vater der Druck auf Personen, die beim Staat oder bei einer Behörde tätig waren. Diese waren ge-

zwungen, in die Partei einzutreten, sonst gab es für sie keine Aufstiegsmöglichkeit oder es drohte gar die Entlassung. Für öffentliche Aufträge war die Parteizugehörigkeit und die Spenden für die Partei mitentscheidend, auch bei den Handwerkern. Für Beamte, die an der Fronleichnamsprozession teilnahmen, hatte das unangenehme Folgen, etwa die Versetzung an einen anderen Ort. Der „deutsche Gruß“ in der Schule zwischen Lehrer und Schüler war „Heil Hitler“. Für uns Kinder war das nichts Besonderes, für meinen Vater war es jedoch nicht sein Gruß.

Ab 1935 gehörte jeder Schüler der Hitlerjugend an. Bei einem Fackelzug zum Ehrenmal vor dem Friedhof trug ich stolz eine Fackel in der Nähe der im Zug mitgetragenen Hakenkreuzfahne. Mein älterer Bruder, der als Schuhmacherlehrling in Achern arbeitete und am Samstagabend immer spät nach Hause kam, begegnete mit dem Fahrrad auf dem Heimweg unterhalb vom „Prinzenbuckel“ diesem Fackelzug. Ein SA-Fanatiker riss ihn vom Fahrrad und schlug ihm ins Gesicht, weil er die Hakenkreuzfahne nicht begrüßt hatte. Ich stand mit der Fackel wie gelähmt daneben und musste zuschauen. Einigen Teilnehmern war diese Art der „Belehrung“ nicht recht, wie ich aus den Bemerkungen hörte. Dem SA-Eiferer flogen übrigens während des Krieges keine Granatsplitter um den Kopf. Er war zu Hause. Und nach dem Krieg hat er sich auf „gutbürgerlich“ gewandelt. Mein Bruder, den er geschlagen hatte, fiel am 7. August 1943 mit 21 Jahren bei Dorogobush in Russland.

Absturz eines englischen Aufklärungsflugzeuges am 3. Mai 1940

Solche Ereignisse mit schrecklich verstümmelten Menschen blieben im Gedächtnis haften. Dies war der Anfang, es kamen noch einige Erlebnisse dieser Art im weiteren Kriegsverlauf dazu.

Ein feindliches Flugzeug flog vor Mitternacht am 3. Mai 1940 vom Rhein her über Achern in Richtung Achertal. Der Bahnwärter Josef Fallert hatte Dienst am Bahnübergang Römerfeld in Sasbach. Er bemerkte das tieffliegende Flugzeug, es hatte ein ungewohntes Motorengeräusch. Das Flugzeug kam für den Bahnwärter außer Hörweite, da gab es vor der Hornisgrinde einen gut sichtbaren Lichtschein. Seine Beobachtung meldete er bei seiner Dienststelle in Achern. Am nächsten Morgen wurde im Ort bekannt, dass ein feindliches Flugzeug zwischen Seebach und Breitenbrunnen, im Sasbacher Markwald abgestürzt und verbrannt und die Besatzung dabei ums Leben gekommen sei.

Der Absturzschneise nach, deutlich sichtbar mit den umgelegten großen Buchen und Tannen, kam das Flugzeug von Seebach her in Richtung Breitenbrunnen und stürzte in der Nähe vom „Hohfelsen“ in ca. 850 Meter Höhe in ein steiles Waldgebiet oberhalb vom Kohlweg ab. Weil es Sasbacher Waldgebiet war, fiel die Bergung der toten Besatzung der Gemeinde Sas-

Beilegung abgestürzter englischer Flieger

Am Westhang des Schwarzwaldes stürzte ein englisches Flugzeug vom Typ Bristol-Blenheim ab und verbrannte. Die drei englischen Flieger fanden dabei den Tod. Am Montag nachmittag wurden sie in Achern auf dem Seldenfriedhof unter militärischen Ehren beigesetzt. Ein Ehrenzug der Wehrmacht geleitete die drei Särge, nachdem das Musikkorps einen Choral gespielt und der Divisions-Feldgeistliche die kirchlichen Gebete gesprochen hatte, zum Grabe und erwies dort den in Ausübung ihres soldatischen Dienstes gefallenen Gegnern die letzte Ehre. Der Geistliche wies in seiner Ansprache auf den Geist der Ritterlichkeit hin, der es uns Deutschen gebiete, auch dem toten Gegner die Achtung nicht zu versagen, die wir unseren Gefallenen entgegenbringen. Unter den Weisen des Musikkorps sanken die Särge ins gemeinsame Grab. Dann legte ein Vertreter der Wehrmacht drei Fliegerkränze nieder, deren Schleifen das Hakenkreuz schmückte. Ein Vertreter der Luftwaffe fand zu Herzen gehende Worte für die toten Gegner, die in soldatischem Pflichtgefühl ihren Dienst versahen und dabei das Leben einbüßten. Wenn sie auch nicht, wie unsere deutschen Flieger von der Gerechtigkeit ihrer Sache durchdrungen sein konnten, so hätten sie doch ihre Pflicht bis zum Letzten getan. Die Musik spielte die Weise vom Guten Kameraden und drei Salven trachten über die frischen Gräber, die die Stadt Achern nunmehr in ihre sorgende Obhut genommen hat.

bach zu. Leichenschauer Anselm Vollmer und mein Vater, Schreinermeister und Totengräber Hermann Fischer, bargen die verstümmelten drei englischen Flieger.

Die Flugzeugteile wurden von einer Luftwaffen-Mannschaft aus Böblingen abtransportiert. Die Besatzung hatte Zivilkleidung dabei, um im Notfall leichter der Gefangenschaft entgehen zu können. Nach Räumung der Absturzstelle war der Ort Ziel vieler Neugieriger. Zusammen mit Schulkameraden war ich selbstverständlich auch dort. Kleine Aluminiumbruchstücke, die wir noch fanden, nahmen wir als Souvenir mit nach Hause.

Zunächst kamen die drei toten Flieger in Transportbehältnisse in die Friedhofskapelle von Sasbach. Nach der Umbettung in Särge war Achern die nächste Station. Wie Herr Moring aus Achern in seinem Buch: „Freiheit in Gefangenschaft“ sich erinnert, wurden die drei Särge der englischen Flieger in der Illenau-Kapelle von Achern aufgebahrt. Bis zur Beerdigung am 6. Mai 1940 stellte die Hitlerjugend die Ehrenwache. Herr Moring war selbst Angehöriger dieser Ehrenwache.

Mit militärischen Ehren fand die Beerdigung auf dem Heldenfriedhof in Achern statt. In einem Bericht des „Mittelbadischen Boten“ vom 7.5.1940 wird diese Trauerfeier mit Ansprachen und Kranzniederlegung eindrucksvoll wiedergegeben. Diese feierliche Beerdigung, mit Ehrenzug der Wehrmacht, mit Musikkorps, mit Divisions-Feldgeistlichen und einem Offizier der Luftwaffe, hatte neben der Anteilnahme einen politischen Hintergrund. Wie heute bekannt ist, fanden auch an anderen Orten für abgestürzte Flugzeugbesatzungen des Gegners solche feierlichen Beerdigungen statt. In der Öffentlichkeit sollte die deutsche Ritterlichkeit gegenüber dem toten Gegner zum Ausdruck kommen und die Gerechtigkeit unserer militärischen Aktivitäten. So blieb der Eindruck, dass solche Trauerfeiern von höherer Stelle gesteuert und propagandistisch ausgenutzt wurden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Gefallenen der ehemaligen Gegner auf Sammelfriedhöfen umgebettet oder in ihr Heimatland überführt. Die drei englischen Flieger wurden nach Dürnbach in Bayern umgebettet. Hier fanden alliierte Soldaten aus 13 Nationen ihre letzte Ruhe.

Nach der Taglohnliste von Holzhauermeister Bernhard Oberle und Forstwart Oberle wurden für die Holzaufbereitung nach dem „Fliegerbrand“ des englischen Flugzeuges im Sasbacher Markwald, oberhalb des Kohlweges, insgesamt 26 Arbeitstage abgerechnet. Der Taglohn eines Waldarbeiters betrug damals 5.50 RM. Von der Verwaltung der Luftwaffe in Stuttgart erhielt die Gemeinde Sasbach für den „Flurschaden“ durch den Flugzeugabsturz den Betrag von 1108,65 RM überwiesen. Diesem Betrag nach war der Schaden im Wald beachtlich hoch.



Das Ferngeschütz am Murhof, vom rückwärtigen Berg her gesehen, im Augenblick des Abschusses

Abb.: Käshammer

Ziel der Aufklärungsflüge übers Achertal

Vom Flugplatz Poix, ca. 25 km südwestlich der Stadt Amiens im Department Somme in Frankreich, war das Flugzeug vom Typ Bristol-Blenheim um 20.20 Uhr zum Aufklärungsflug nach Deutschland gestartet. Mit einer Fluggeschwindigkeit von 350 km/Std. war das Flugzeug nach eineinhalb Stunden hier im Achertal. Seit Oktober 1939, wenige Wochen nach Kriegsausbruch, hatten die Engländer an der Somme ihre Flugzeuge stationiert. Von hier aus starteten sie zu Aufklärungsflügen über den Schwarzwald und dem Rheinland.

Bei der Westwall-Inspektion besichtigte Adolf Hitler zusammen mit hohen Offizieren am 18. Mai 1939 auch die militärischen Anlagen mit den zwei Ferngeschützen am Murhof und am Hübschberg in Ottenhöfen. Solche hohen Besuche, sowie die umfangreichen Bauaktivitäten, blieben den Franzosen und den Engländern nicht verborgen.

Der Absturz in der Nacht vom 3. Mai 1940 erfolgte nur sieben Tage vor Beginn des Frankreich-Feldzuges. Die niedrige Flughöhe, die Flugroute von Achern nach Ottenhöfen, lassen darauf schließen, dass dieser Aufklärungsflug gezielt den Eisenbahngeschützen auf der Achertalbahn und vor allem den zwei Ferngeschützen am Murhof und am Hübschberg galt.

Ab Mitte Mai 1940 beschossen diese zwei Ferngeschütze und die Eisenbahngeschütze die Maginotlinie von Straßburg bis Hagenau im Elsass.

Beim Heumachen in der „Heid“, nahe dem Großweierer Wald, konnte jeweils bei einem Abschuss ein Rauchring in Richtung Achertal beobachtet werden, so ähnlich wie der in die Luft geblasene Rauchring eines Zigarren-Rauchers.

In dieser Zeit flogen Verbände von Stukas Ju 87 gut sichtbar und schwer brummend über uns hinweg in Richtung Westen, sie kamen nach kurzer Zeit wieder zurück.

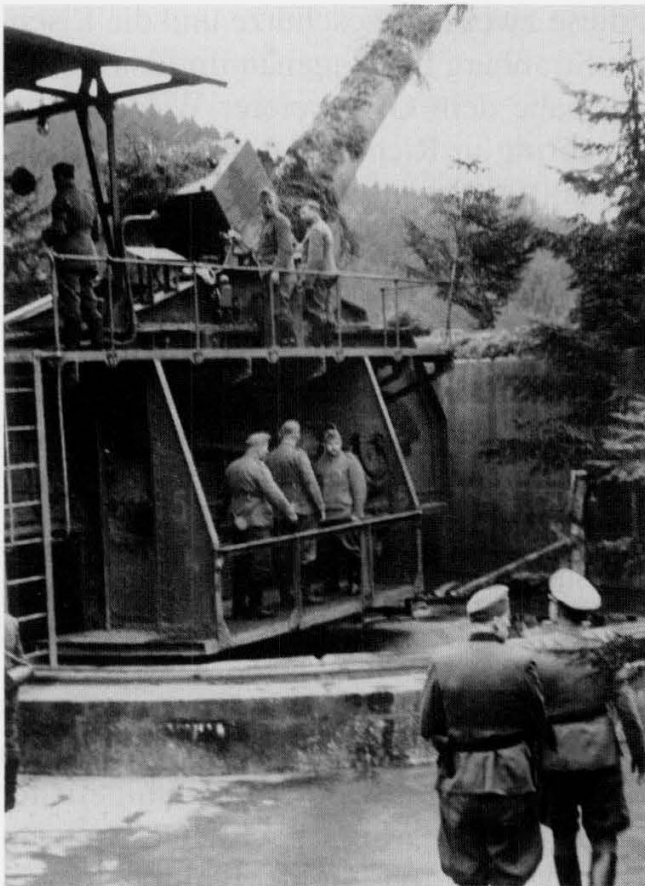
Die Ferngeschütze am Murhof und Hübschberg

Zu dem Ferngeschütz am Murhof in Ottenhöfen möchte ich Herrn Josef Herrmann, ehemaliger Lehrer und Schulleiter aus Seebach, und seine Ehefrau, die am Murhof aufgewachsen ist und Adolf Hitler bei seiner Inspektion der militärischen Anlagen gesehen hat, zitieren:

Bekannt wurde der Murhof und der benachbarte Hof Hübschberg im Zweiten Weltkrieg 1939-1945 durch die Geschützanlagen des sogenannten Westwalls, die im Eiltempo 1938-1939 ausgebaut wurden. In unmittelbarer Nähe wurde rechts und links vom Bauernhaus „Murhof“ eine Geschützanlage betonierte, mit den dazu gehörigen Munitions- und Mannschaftsbunkern. Auch zwei Wasservorratsbunker gehörten dazu. Insgesamt sieben Bunkeranlagen standen schließlich allein auf dem Gelände, das zum Murhof gehörte. Es wurde als Militärgrundstück vermessen, abgetrennt, und musste nach verlorenem Krieg wieder zurückgekauft werden.

In der Bauzeit arbeiteten zeitweise 1000 Arbeiter der „Organisation Todt“ bei Tage und ebenso 1000 Mann bei Nacht. Der Bauer Rösch hatte keine ruhige Stunde mehr, er machte Kontrollgänge, ob nicht jemand mit brennender Zigarette in Scheune, Stallungen oder Speicherräume sich aufhielt. Schließlich war auf so einem Hof fast alles frei zugänglich. Beim ersten Einsatz der Geschütze während des Frankreich-Feldzuges musste die Familie Rösch vom Feld weg in einen Mannschaftsbunker eilen, wegen des Luftdruckes den Mund öffnen und die Ohren zuhalten. Auf dem Dach war kaum mehr ein ganzer Ziegel, die Wände waren größtenteils eingedrückt, nur das Balkengerippe stand noch. In der Nacht bei Regen und völliger Dunkelheit, es bestand bei allen Gebäuden Verdunkelungspflicht, zog die Familie mit dem gesamten Viehbestand nach Seebach und kehrte erst nach einem halben Jahr wieder zurück, als der Frankreichfeldzug vorüber, das Haus wieder instandgesetzt und die Geschütze zur Kanalküste abgezogen waren.

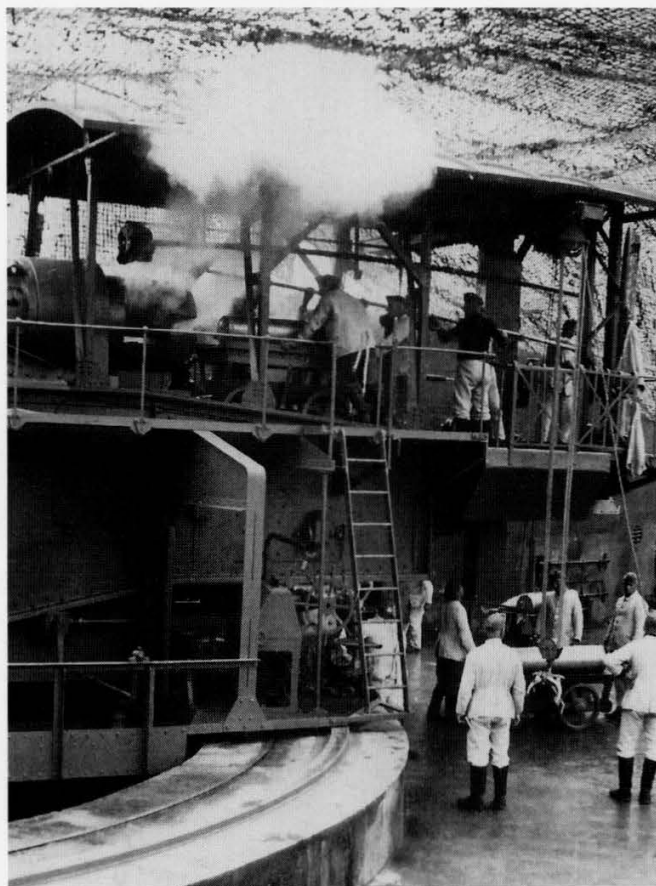
In der ganzen Zeit, als die Geschützanlagen existierten, lebte man in stetiger Angst vor Luftangriffen. Die Familie Rösch war die einzige im Achertal, die zu Kriegsflüchtlingen wurden und Haus und Hof verlassen mussten.



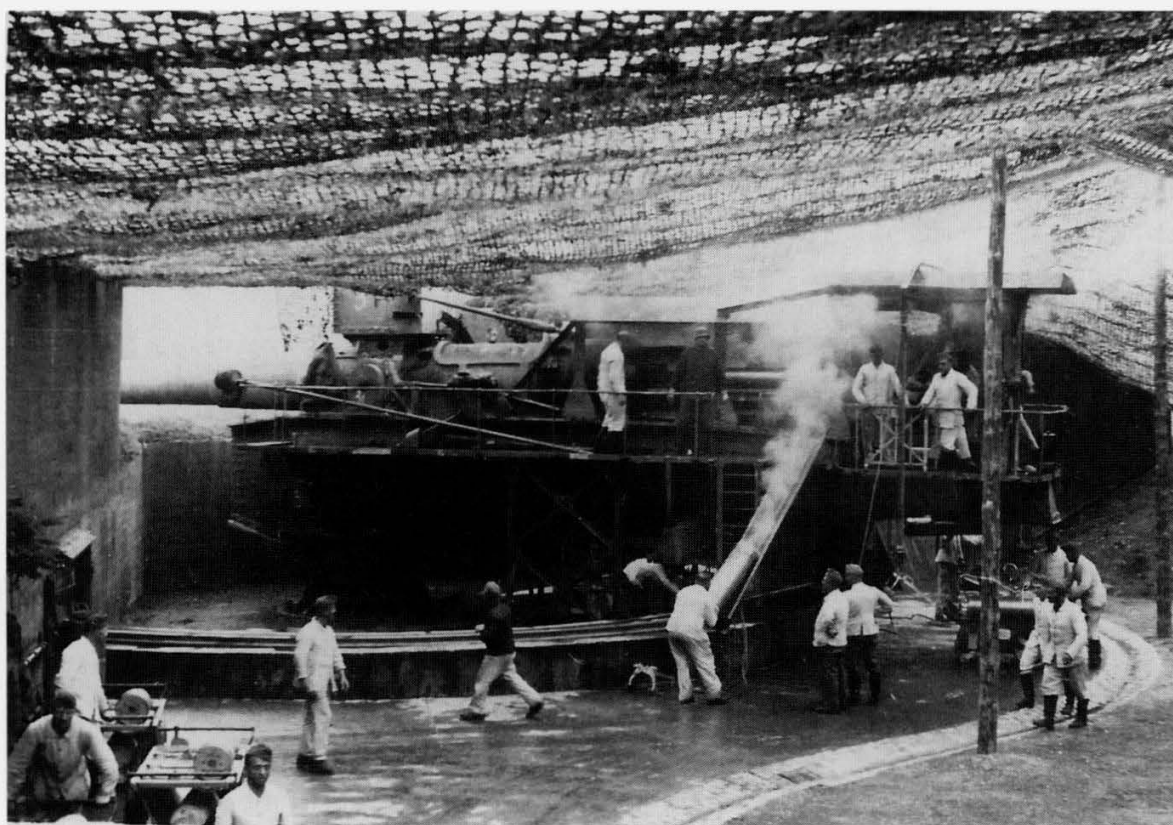
*Das Ferngeschütz am Murhof in
Feuerstellung
Abb.: Käshammer*



*Transport von Kartusche und
Geschoss vom Munitionsbunker
zum Aufzug bei der Geschütz-
anlage
Abb.: Käshammer*



*Der halbkreisförmige Schwenk-
bereich der Geschützanlage
Abb.: Käshammer*



Abtransport der leeren, heißen Kartusche über eine Rutsche Abb.: Käshammer



*Die fast mannshohe Kartusche im verschossenen Zustand
Abb.: Käshammer*



*Durch die Druckwelle wurde der Bauernhof „Murhof“, der in unmittelbarer Nähe stand, schwer beschädigt. Das Dach wurde dabei weitgehend abgedeckt, Wände waren eingedrückt, Holzverschalungen abgerissen
Abb.: Käshammer*



Der „Murhof“ in Ottenhöfen steht nun bald 300 Jahre. Am Eckpfosten ist die Jahreszahl 1736 eingekerbt. Wenn er sprechen könnte ... *Abb. Fischer*

Die Evakuierung der Bevölkerung von Muckenschopf nach Sasbach am 9. Juni 1940

Für mich als 13-Jähriger war es ein trauriger Anblick, wie die ersten Wagen morgens am westlichen Ortseingang von Sasbach, an der „Brusel“, einem Stauwehr am Sasbach ankamen.

Die Leiterwagen waren vollgepackt mit den notwendigsten Habseligkeiten. Die Milchkühe und das Jungvieh waren hinten an den Wagen angebunden. Diese weite Strecke zu laufen war für die bisher nur im Stall stehenden Tiere eine große Belastung.

Mit gutem Willen, Rücksichtnahme und Einschränkung wurde die Unterbringung von Mensch und Tier bewältigt. Die Hauptlast lag bei den Frauen, die nicht nur den Haushalt mit ihren Kindern in fremder Umgebung, sondern auch das Vieh, manchmal in verschiedenen Ställen, zu versorgen hatten. Zusätzlich musste aus Muckenschopf Futter für das Vieh herangeschafft werden. Eine nicht ungefährliche Aktion, bei der die Leute vor Granateinschlägen nicht sicher waren. Anfang Juni, zu Beginn der Heuernte, war der Heuvorrat gering und Grünfutter war in Sasbach nicht in ausreichender Menge vorhanden.



Ein Fahrradausflug an den Rhein mit einer Besichtigung der Westwall-Bunker, nach Beendigung des Frankreich-Feldzuges *Abb.: Fehringer*

Scheunen und Ställe waren vorher schon weitgehend belegt mit untergestellten Pferden der in Sasbach einquartierten Soldaten. Eine Rechnung „Stroh für die Turnhalle von 66.88 RM“ zeigt, wie alle Räumlichkeiten in diesem Zeitraum im Ort gebraucht wurden.

Am 19. Juni 1940 wehte die deutsche Fahne auf dem Straßburger Münster. Nach dem Waffenstillstand mit Frankreich am 25. Juni 1940 konnten die Flüchtlinge aus dem Hanauerland wieder in ihre Ortschaften zurückkehren, soweit ihre Häuser noch standen oder bewohnbar waren.

Einem Ausflug an den Rhein stand nun nichts mehr im Wege. Am „Westwall“ stiegen wir Buben auf die Bunkeranlagen, die direkt an der Uferzone des Rheines begannen.

Das Elsass, das nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg von 1914–1918 zu Frankreich kam, war nun wieder „deutsch“ und dem Reich angegliedert. Mit meinen Eltern konnte ich Verwandte in Straßburg in der Nähe vom „Poligon“ besuchen und das Münster und die Altstadt besichtigen. Mein Vater kannte sich in Straßburg gut aus. Er war hier in jungen Jahren Soldat beim 14er Fußartillerie-Regiment gewesen. Ein Gedenkstein am Immenstein bei Neusatz erinnert noch an dieses Regiment.



Die Fluggruppe aus Achern auf dem Fluggelände „Baldenau“ in Rastatt. Der Autor 3. v.l. Abb.: Privat

Meine Segelfliegerei 1942–1943

Schon der Flugmodellbau in der Volksschule unter Leitung von Lehrer Morgentaler hatte mich fasziniert. Nach der Schulentlassung 1942 war es für mich dann selbstverständlich, bei der Segelfliegergruppe in Achern einzutreten.

Diese Gruppe leitete Fluglehrer Schröder aus Achern. Er war in Offenburg bei der Reichsbahn im Werkstattbereich tätig und war ein Fachmann in Theorie, ein Mann, der sein vielfältiges, handwerkliches Wissen an uns weitergab.

Im theoretischen Unterricht lehrte er uns Jugendliche z.B. die Grundkenntnisse und die Wirkungsweise der Luftströmung an der Tragfläche von einem Flugzeug.

Der praktische Unterricht fand im Bauraum über dem Gebäude der heutigen Weinstube „Trotte“ in Achern statt. Beim Angriff auf Achern am 7.1.1945 fielen diese Räumlichkeiten den Bomben zum Opfer.

Jeden Freitagabend kamen in diesem Werkraum die flugbegeisterten Jungen zusammen, um nach genauer Anweisung von Fluglehrer und Werkstattleiter Schröder Probestücke in Holz und Metall anzufertigen. Nicht im-

mer gelang so ein Musterstück auf Antrieb, Genauigkeit und Ausdauer waren dafür notwendig.

Durch die hier gelernte Fertigkeit konnte ich mithilfe eines Nagels auf dem Acker einen zerrissenen Hanfstrang zusammenspleißen. Meine Mutter war über diese „Soforthilfe“ erstaunt. Über das Gelingen dieser Reparatur auf dem Feld war ich innerlich ein wenig stolz.

Vor dem Fliegen war zu Hause eine große Hürde zu überwinden. Mein Vater musste dazu die dafür notwendige „Verzichtserklärung“ unterschreiben. Das bedeutete bei einem Flugunfall, dass jeder Anspruch gegenüber dem Staat ausgeschlossen war.

Jeden Sonntag war bei guter Witterung Flugdienst in Rastatt in der Baldenau. In laufschriftartigem Tempo wurde die Maschine von der Halle am Bahnhof zum Fluggelände gefahren.

Nach dem Zusammenbau der SG 38, einem Schulflugzeug, das auch eine unsanfte Landung aushalten konnte, machte Fluglehrer Schröder immer den ersten Probeflug. Jedem Start voraus gingen die Kommandos des Fluglehrers: Haltemannschaft fertig! Startmannschaft fertig! ausziehen! laufen! Beim letzten Kommando: Los, gab die Haltemannschaft das Flugzeug frei.

Bis zum Ausklinken des dicken Gummiseiles stieg das Flugzeug steil nach oben. Die Maschine musste mit dem Steuerknüppel waagrecht gehalten werden und sollte zur Landung leicht aufsetzen.

Bis zur A-Prüfung waren fast 60 solcher kleinen Flüge von kurzer Dauer vorgeschrieben, um sich die notwendige Sicherheit anzueignen. Jeder Start wurde in ein Flugbuch eingetragen, das Flugverhalten und jeder Fehler wurden hier vermerkt. In der Heimschule Lender nahm die Acherner Fluggruppe an einem „Funklehrgang“ teil. Hier wurde an Morseapparaten geübt, um mit Morsezeichen Texte zu übermitteln. Der internationale Hilferuf: SOS sah in Morsebuchstaben mit Punkten und Strichen so aus: . . . _ _ _ . . .

Mit Spaß und Eifer war ich bei der Sache, zu Hause übte ich mit meiner jüngeren Schwester. Diese gab mit dem Gleichton der Handorgel die Buchstaben in Morsezeichen, die ich dann in Buchstaben schreiben musste.

Wir wechselten diese Übungen miteinander ab, zum Schluss konnte meine Schwester die Texte schneller schreiben als ich.

Die bekannten Flugzeugtypen der Luftwaffe und der Gegner waren jedem Flugschüler bekannt. Auch die Bedeutung von Abkürzungen für den Flugverkehr wurde gelernt. Die Abkürzung QBI bedeutete: Schlechtwettervorschriften treten in Kraft.

Die Flugbegeisterung und die Lernfreudigkeit von uns jungen Menschen wurde, ohne dass wir es voll begriffen, als vormilitärische Ausbildung für den Fliegernachwuchs verwendet. Für einen Fluglehrgang war man dann schon lange vorher angemeldet.

Mein Termin traf mit der geplanten Kriegstraumung meiner Schwester zusammen. Ein Tag vor Lehrgangsbeginn war mein künftiger, sympathischer

Schwager noch nicht von seinem Fronturlaub aus Russland eingetroffen. Zur Hochzeit war ich als Trauzeuge vorgesehen. Es war noch nicht ganz sicher, wann er ankommt, so entschied ich mich für den Fluglehrgang. Während des Lehrgangs in Niederbronn im Elsass traf der Bräutigam ein. Die Kriegstraueung konnte stattfinden, auch ohne mich.

Für die Segelfliegerei und besonders für diesen Fluglehrgang hatte bei mir zu Hause, bis auf meine jüngste Schwester, niemand Verständnis. Die Faszination vom selbständigen Steuern eines Flugzeuges hatten sie nicht erlebt und konnten daher nicht mitfühlen.

Bei diesem Fluglehrgang in Bad-Niederbronn flog bei tiefhängenden Wolken am 19. Juni 1943 ein deutsches Flugzeug, eine HE 111, über unsere Köpfe hinweg und schlug an der nahegelegenen, bewaldeten Bergkuppe auf. Wir jungen Flugschüler rannten zur Absturzstelle, da kam jedoch jede Hilfe zu spät. Die Vier-Mann Besatzung war tot. Sie bestand aus dem Flugzeugführer, den es durch die Glaskanzel geschleudert hatte, dem Beobachter, dem Bordfunker und dem Bordmechaniker. Wie es sich aus der Nachforschung ergab, waren sie zu einem Übungsflug vom Fliegerhorst „Dijon“ in Frankreich gestartet und gehörten dem KG 55 an.

Dieses schreckliche Erlebnis ging an mir nicht spurlos vorbei, meine Gedanken waren: Wenn der Krieg noch lange dauert, dann könnte mein Ende auch so aussehen.

Am 11.11.1943 wurde ich in die Luftwaffenstelle nach München zur Flugzeugführer-Eignungsprüfung einbestellt. Ich war gerade mal sechzehnhalb Jahre alt, da war ich als Fliegernachwuchs schon registriert. Diese Eignungsprüfung war sehr umfangreich, Sport Gedächtnis und Schulwissen wurden geprüft. In Geographie wurde nach Nebenflüssen links und rechts des Rheines gefragt.

Die ernste Kriegslage 1944

Die inzwischen verschärfte Kriegslage, durch die schweren Bombenangriffe auf die Städte und die sich häufenden, beängstigenden Nachrichten aus Russland ließen unsere Zukunft immer bedenklicher erscheinen. Die Todesanzeigen der Gefallenen zeigten deutlich die Situation. Welche Not hinter solch einer Todesnachricht jeweils stand, können nur die Betroffenen ermessen, bei denen der Bruder oder der Vater nicht mehr zurückkehrte. Manches junge Eheglück wurde zerstört, so bei meinem Schwager, der die Geburt seines Sohnes nicht mehr erlebte. Die Todesnachricht kam zuerst an das Rathaus, dort hatte der Bürgermeister die Aufgabe, den Angehörigen diese traurige Nachricht zu überbringen.

Beim Angriff auf Achern am 7.1.1945 fielen auch Bomben auf Sasbach. Eine Fünf-Zentner-Bombe explodierte wenige Meter vom Elternhaus entfernt auf der Unterdorfstraße. Von Glasscheiben und Riegelwänden des



kleinen Fachwerkhauses überschüttet, überstand meine Schwester im Wohnzimmer, das 14 Tage alte Baby im Arm, am Boden liegend, diesen Angriff. Wegen Stromausfall durch Jabo-Angriffe kam der Bub bei Kerzenschein auf die Welt.

Zum Glück wusste ich noch nicht, was mich noch alles erwarten sollte, vom Fronteinsatz in Holland bis zur Verwundung vier Wochen vor Kriegsende.

Meine Zeit beim Reichsarbeitsdienst, bei der Luftwaffe und im Lazarett

In der Zeit vom 4. April 1944 bis 31. Juli 1944 war ich beim Reichsarbeitsdienst. Die Baracken der Abteilung 6/266 in Stuttgart-Vaihingen standen im Wald auf dem heutigen Gelände der Firma IBM an der Autobahnkreuzung nach Böblingen. Trotz der Kriegszeit übten wir noch den Spatengriff. Der „Bettenbau“ war noch aus der Kaiserzeit, man begab sich vorsichtig in die „Falle“, damit die Kante vom Strohsack nicht deformiert wurde.

Nahtlos folgte ein Segelfluglehrgang in Mosbach vom 3. bis 15. August 1944. Hier erreichte ich den B-Schein. Auf den Wiesen machten sich bei den Landungen die Grenzsteine unangenehm bemerkbar. Als Schreiner durfte ich daher mehrfach die defekten Kufen austauschen.

Zur Luftwaffe wurde ich am 26. September 1944 nach Nagold zum Flieger-Ersatzbataillon VII einberufen. Kurz nach der Ankunft in Nagold erfolgte ein Luftangriff. Vom nahen „Eisberg“ sah ich die herabfallenden



Erwin Fischer, Post nach Sasbach

Bomben, die wie Wassertropfen in der Nachmittagssonne glänzten. Unterbracht waren wir in leerstehenden, getarnten Munitionsdepots im Wald vom Eisberg. Nach der Einkleidung erfolgte die Fahrt von Nagold in Güterwagen über Nürnberg, Berlin nach Kolberg an der Ostsee. Im vorsichtigen Vorbeifahren sahen wir in Nürnberg, wie ein Zug von einem Luftangriff, die Lokomotive und die Wagen mit den Rädern nach oben durcheinander auf den Gleisen lagen.

Die Kasernen vom Flugplatz Kolberg-Bodenhagen mit Klinkerfassaden und ihren Vier-Mann-Zimmern waren sehr ordentlich. Das Rollfeld war entlang der Ostseesteilküste. Hier erfolgte meine Grundausbildung beim Flieger Ausbildungsregiment 204.

Im Gegensatz zu den Wachmannschaften bekamen wir jungen Rekruten ein reichhaltiges Essen. Die Ausbildung war hart, wir durften uns nur im Laufschrift bewegen. Inzwischen hatten sich die „Fronten“ besonders in Ostpreußen den Reichsgrenzen genähert. Künftiges fliegendes Personal mit einer längeren Ausbildung wurden bei dieser Kriegslage nicht mehr ausgebildet. Deshalb kamen wir nach Gardelegen, eine „Hochburg“ der Fallschirmjäger. Diese Unterkünfte waren heruntergekommene Baracken. Unter den Strohsäcken befanden sich nur noch einzelne Auflagebretter. Vorgänger von uns hatten sie als Heizmaterial zweckentfremdet. Die bogenförmige Wellblechhalle, mit einem Rumpf einer JU 52 für Sprungübungen, stammte aus besseren Zeiten. In Weißewarte beim Fallschirmjäger-

Granatwerfer-Lehrbataillon Nr. 1 endete die kurze Ausbildungszeit. Hier begegnete ich meinem Segelfliegerfreund Eugen Riehle aus Achern, der im März 1945 kurz vor Kriegsende fiel.

Mitte Februar wurde es ernst, unbehindert durch feindliche Flieger kamen wir nach einer Nachtfahrt in Holland an. Bei der Ankunft schneite es waagrecht, der Wind wehte bald die gute Erbsensuppe aus dem Kochgeschirrdeckel. Das Wetter in Holland wechselte sehr schnell vom Regenschauer bis zum Sonnenschein. In den ersten Tagen wurden wir abwechselnd Tag und Nacht zum „Wache schieben“ eingesetzt. Auf Beobachtungsposten in der Nacht, liegend oder eingebuddelt auf einem mannshohem, Strohhaufen, war die Gefahr groß, einzunicken. Wir Posten wurden laufend kontrolliert und die Beobachtungen abgefragt. Einmal fütterten wir Kinder von einem Flüchtlingstreck aus unserer Feldküche. Mit weißer Fahne, Pferden und Wagen kamen sie an. Der Kompaniechef hatte ein Herz für diese abgemagerten Kinder. Daraufhin war der holländische Pfarrer, bei dem der Kompanietrupp einquartiert war, freundlicher zu uns.

Die Stimmung war nach außen hin ungebrochen, wenn auch jeder wusste, wie der Krieg enden wird. Einmal stimmte der Kompaniechef, in einem umbauten Hof, das Lied an: „Wilde Gesellen vom Sturmwind durchweht, Fürsten in Lumpen und Loden, ziehn wir dahin bis das Herze uns steht, ehrlos bis unter den Boden. Doch der Gekrönte sendet im Tau tröstende Tränen hernieder“. Wir alle sangen oder summten leise mit, für viele spiegelte es die tatsächliche Stimmung wider. Der Rückzug erfolgte im Raum Arnheim nach Winterswijk in Richtung deutscher Grenze.

Einmal suchten wir nach einem Nachtmarsch gegen Morgengrauen ein Quartier in einem schönen Holzhaus. Zögerlich machte der Hausherr auf. Ohne viel zu sprechen legten wir uns auf den Boden im Wohnzimmer. Nach wenigen Minuten musste ich mit einem weiteren Mann mit „geliehenen“ Fahrrädern in ein Nachbarort fahren. Wir überquerten dabei eine Straßenkreuzung, wo gerade Pioniere dabei waren, eine Sperre zu errichten, da schlugen die ersten Granaten ein. Wir lagen mit den Fahrrädern auf der Straße und waren zum Glück nicht verletzt. Nach Ausführung unseres Auftrages kamen wir beide wieder gut zurück. Doch das Holzhaus, wo wir beide uns vor einer Stunde nur kurz hinlegen konnten, war durch einen Volltreffer dem Erdboden gleichgemacht worden.

Ende März 1945 kam ich dann zur 12. Sturmgeschütz-Brigade. Der Umgangston zwischen Vorgesetzten und uns jungen Soldaten war kameradschaftlich, fast fürsorglich. Vom forschen Kasernen-Kommandoton war nichts mehr zu spüren. Die Vorgesetzten wollten keine Helden.

Der Ablauf eines Tages war oft ähnlich: Übernachten in einer Scheune, vor Tagesanbruch wecken, aufstehen. Zum Frühstück gab es oft ein Kochgeschirr voll Suppe, ein süßes Milch-Haferflocken- oder Nudelgemisch.

Im Halbdunkel dann wegfahren auf einem Sturmgeschütz. Das lange

Kanonrohr hatte das Kaliber 8,8 cm. In Scheinmanövern, mit laut heulenden Motoren, versuchten die erfahrenen alten Hasen die Engländer zu täuschen, um dann fast lautlos im Kriechgang in einer anderen günstigen Position auf die englischen Panzer zu lauern. Kommandant Leutnant Deutsch hatte schon 26 Panzer abgeschossen.

Es sah manchmal nach einer geregelten Zeiteinteilung aus. Um 6 Uhr begannen die ersten Schusswechsel, von da an war jeder von uns „Begleitern“ wach und nicht mehr müde. Dann war Feuerpause bis 9 Uhr. Vor Mittag nochmals das gleiche Kriegsspiel. Vom Spätnachmittag bis zum Abend war dann meistens der Teufel los. Auf die langsamen Artillerie-Beobachtungsflugzeuge verschwendeten wir viel Gewehrmunition, nur vor der Vierlingsflak hatten sie Respekt.

In Deutschland war, nach Gildehaus und Bad Bentheim, Lingen für mich der letzte Einsatz. Hier wurde ich vier Wochen vor Kriegsende am 6. April 1945 noch durch Granatsplitter am Bein verwundet. In Erwartung unserer englischen „Freunde“ standen wir als Begleitschutz von unserem Sturmgeschütz an einer schmalen Straße mit Bäumen in der Nähe einer Siedlung. Nach einem nahen Granateinschlag lag ich im Straßengraben und hatte vor allem heftige Schmerzen am linken Bein. Die Hosen und Stiefel waren blutig.

Vom Transport und der Versorgung durch Sanitäter in einem Raum habe ich nur eine ungenaue Erinnerung. Als ich wieder aufwachte, befand ich mich in einem Krankenwagen, der anhielt, zwei englische Soldaten schauten herein und machten die Türe wieder zu. Die Fahrt in Güterwagen auf Tragbahren wurde in Wesermünde unterbrochen. Mädchen und Frauen gaben uns zu trinken und gefrorene Fruchtstücke. Trotz meiner großen Schmerzen kam ich mir nur leicht verwundet vor, als ich in meiner Umgebung die anderen Verwundeten mit Verbänden am ganzen Körper sah. Im Res.-Lazarett XIII in der Sachsenwaldschule in Hamburg-Reinbek begann für mich dann eine schwierige, ernste Zeit.

Einer aufmerksamen, erfahrenen OP-Schwester verdanke ich den Erhalt meines Beines. Nach der Handbewegung des Arztes sollte das Bein abgenommen werden, sie erkannte jedoch, wie ein Gasbrand sich schon über das Gesäß ausgebreitet hatte. Eine Amputation war daher nicht mehr möglich. Dank guter Pflege, insbesondere durch Ordensschwestern, habe ich überlebt. Im Lazarett wurde ich 18 Jahre alt. Mit Bewunderung und Dankbarkeit denke ich an diese selbstlosen Krankenschwestern zurück. Beim Verbandswechsel meiner übelriechenden, schmierigen großflächigen Wunden hatten diese Ordensfrauen neben freundlichen Gesten immer ein aufmunterndes Wort übrig. Statt einem Gewicht von 150 Pfund bei der Musterrung hatte ich nur noch 94 Pfund. Werner Dilger aus Achern und Friseur Wiedemer aus Bühl lagen mit schwerer Verwundung auch in diesem Lazarett in Hamburg-Reinbek.

Ein gut deutsch sprechender englischer Offizier nahm mir einige Monate nach Kriegsende am Krankenbett mein Soldbuch ab. Er schaute mich an und fragte, ob ich in Bühl jemanden kenne. Ich sagte, die Firma Beuchert ist mir bekannt. Gleich nebenan, in dem Haus mit dem Blechdach in der Schwanenstraße habe ich gewohnt, war die Antwort des englischen Offiziers.

Nach 13 Monaten Lazarett-Aufenthalt konnte ich am 28. Mai 1946 die Heimfahrt antreten. Bis ich aber wieder auf den Beinen war, verging eine lange Zeit.

Nachwort

Man wurde in diese Zeit hineingeboren, ein Ausweichen war nicht möglich. Zum Nachdenken, zum Klagen war kein Platz. Die dunklen Wolken des Krieges verzogen sich wieder. Nach vielen Jahren der Feindschaft und leidvollen Kriege leben wir mit Frankreich und England nun in guter Nachbarschaft und Freundschaft. Heute bestehen langjährige, enge Familien-Freundschaften zu beiden Ländern. Es ist ein Geschenk unserer Zeit, möge es immer so bleiben.

Quellen

- Stadtgeschichtliches Institut Bühl-Neusatz:
 Mittelbadischer Bote vom 7.5.1940: Beerdigung der Flieger in Achern
 Gemeindearchiv Sasbach: Rechnungen, Belege von 1939–1940
 Amend, Eugen: Sasbach, Englisch-Übersetzung
 Charvat, Andreas: Rastatt, Absturzbericht der RAF, 3. Mai 1940
 Herrmann, Josef: Seebach, Aufbau der Geschützanlage am Murhof. Rösch, Herbert: Ottenhöfen, Murhofbauer
 Foto Käshammer-Brandstetter: Kappelrodeck, Fotos der Geschützanlage am Murhof
 Mohring, Siegfried: Freiheit in Gefangenschaft. Karlsruhe 2001
 Bruder, Gerhard: Förster, Sasbachwalden, Absturzort oberhalb vom Kohlweg
 Großholz, Heinz: Membrechtshofen, Datum, Evakuierung von Muckenschopf
 Hauns, Alfred: Chronik Wintersdorf, Datum, Sprengung der Rheinbrücke
 Bayer, Rosa: Sasbach, Foto Geschützgruppe
 Zimmer, Klaus: Blenheim an der Somme, Oktober 1939. Westricher Heimatblätter, Sept. 2000, Nr. 4